

Flamingos sind wunderschön. Ihr pinkes Gefieder und ihre ästhetische Figur machen sie zu einzigartigen Wesen. Sie strahlen Freude, Glück und Zufriedenheit aus. Sie fühlen sich wohl in ihrer Welt, haben Spaß am Leben und Genuss beim Essen.

Auch ich bin ein Flamingo. Oder besser gesagt: Ich bin wieder ein Flamingo.

Denn vor zwei Jahren erkrankte ich an Anorexia nervosa, auch Magersucht genannt, durch die ich meinen Scharm verlor. Mein ästhetischer Körper magerte bis zu den Knochen hin ab, meine Federn fielen aus und das bunte Gefieder wurde immer blasser... Ich entwickelte mich zu einem ausgemergelten, hässlichen Vögelchen. Alle nahmen mein Untergewicht und meine lebensbedrohliche Situation wahr – alle, nur ich nicht. Denn ich fühlte mich immer noch wie ein Flamingo.

Es hat lange gedauert, bis auch ich einsichtig wurde. Trotzdem war es nicht leicht, wieder zu einem normalen Leben zurückzukehren. Denn die Magersucht zu besiegen, ist ein harter Kampf. Doch ich habe es geschafft!

Ich weiß, dass es viele Anorexie-Erkrankte gibt, die verzweifelt einen Ausweg aus dieser heimtückischen Krankheit suchen. Diesen Menschen will ich Hoffnung geben, indem ich meine Geschichte erzähle. Die Geschichte, wie ich von einem hässlichen Vögelchen wieder zu einem prachtvollen Flamingo wurde.

Ich war ein ganz normales Mädchen: 16 Jahre alt, 165 cm groß und wog 57 kg. Nicht dünn, nicht dick – einfach normal. Mit meinem Aussehen war ich zufrieden, hässlich war ich eigentlich nicht. Ich ging ins Gymnasium, hatte gute Noten und war äußerst ehrgeizig. Auch zu Hause war ich brav, half meinen Eltern, kümmerte mich um den Haushalt, nahm mich um meine zwei jüngeren Brüder an und gehorchte immer.

Wie sich später herausstellte, sind alle diese Eigenschaften die besten Prädiktoren, um an Anorexie zu erkranken. Trotzdem war ich zur damaligen Zeit überzeugt, dass mir so etwas nie passieren würde – niemals würde ich magersüchtig werden! Doch irgendwie geschah es dann doch.

Den Auslöser weiß ich bis heute nicht, jedoch habe ich eine Vermutung.



Jedes Mädchen hat eine beste Freundin – meine war Bobi. Bobi war natürlich nur ihr Spitzname – sie hieß eigentlich Natalie. Ich kannte sie seit dem Kindergarten und wir wohnten im selben Dorf. Sie war schon immer viel dünner und zierlicher als ich, doch wir waren ein Herz und eine Seele. Sie war wie meine Schwester und wir hatten immer Spaß zusammen. Doch nach der Volksschule trennten sich unsere Wege, da wir in verschiedene Schulen gingen. Wir trafen uns zwar noch ab und zu aber letztendlich hatte

Natalie eine neue beste Freundin, was mich ziemlich kränkte. Das zu verkraften war nicht ganz einfach für mich. Ich bin mir verloren vorgekommen und glaubte, nicht gut genug für sie gewesen zu sein. Manchmal musste ich sogar weinen, weil ich sie sehr vermisste.

Doch mit der Zeit gewöhnte ich mich daran und fand ebenfalls neue Freundinnen: Julia, Caro, Emi und Berni. Juli wurde meine neue beste Freundin und wir waren unzertrennlich. Wie Natalie, war auch sie viel dünner als ich und obwohl ich sie um ihren Körper beneidete, war ich mit meinem ebenso zufrieden. Juli war wirklich die allerbeste Freundin, wir teilten alles miteinander, bastelten gerne und drehten geile Videos. Wir gaben allen Menschen und uns selbst die besten Spitznamen. So war sie Tschosepha und ich Tschoseph. Ich war damals überzeugt davon, dass nichts unsere Freundschaft trennen könnte.



Als wir immer älter wurden, fingen wir an, uns für Burschen zu interessieren, trafen uns öfters mit welchen und gingen an den Wochenenden fort. Bobi sah ich nun auch wieder öfter und so unternahmen wir manchmal zu dritt etwas. Juli, Bobi und ich verstanden uns sehr gut, doch irgendwann bekam ich das Gefühl, dass die zwei beliebter wären als ich und bei anderen, vor allem bei Burschen, besser ankämen. Zuerst war mir das egal, doch in der nächsten Zeit fiel

es mir öfter auf und ich war mir sicher, dass das an ihrem Aussehen, insbesondere an ihren schlanken Figuren, lag.

*Inzwischen weiß ich, dass sie nicht beliebter waren als ich, beziehungsweise, dass es nicht an ihren Körpern lag. Und auch, wenn es so war, heute wäre es mir egal gewesen. Ich hätte mich nicht verändern wollen, weil ich mit mir zufrieden bin. Doch damals war ich noch nicht so selbstbewusst. Leider!*

Zur gleichen Zeit, im März 2015, bekam ich eine Zahnsperre, die man jedes Mal herausnehmen musste, wenn man etwas essen wollte. Dadurch wurde ich es gewöhnt, nur mehr drei Mahlzeiten am Tag (Frühstück, Mittagessen und Abendessen) einzunehmen, da es mir zu mühsam war, die Zahnsperre für kleine Snacks zu entfernen. Außerdem trank ich nur mehr Wasser, damit sich die Zahnsperre nicht verfärbte. Manche stellten sich diese Ernährungsumstellung mühsam vor, doch ich war dankbar, weil ich mir davon erhoffte, an Gewicht abzunehmen, da ich mich an meinen zwei Freundinnen orientierte und genauso dünn, beliebt und schön werden wollte wie sie. Durch die Zahnsperre kam ich diesem Ziel auch immer näher: Monat für Monat verlor ich an Gewicht, was mir natürlich gefiel. Außerdem fing ich an, mich nun gesünder zu ernähren, Sport zu machen und achtete nach einiger Zeit gezielt auf meine Kalorienzufuhr. Meine Freundinnen fanden, dass ich gut aussah und daher hielt ich mir, auch nachdem ich die Zahnsperre nicht mehr hatte, diese Gewohnheiten bei.

*Meine Mama und meine Oma verfluchen die Zahnsperre, da sie mit Schuld an meiner Erkrankung war. Das stimmt*

*auch, sie hatte Einfluss, jedoch nur einen geringen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich auch ohne ihr magersüchtig geworden wäre.*



Am Anfang des Sommers 2015, damals hatte ich 53 kg, lernte ich schließlich einen netten Burschen namens Niklas aus dem Nachbarsdorf kennen, mit dem ich mich öfter traf. Ich verstand mich prächtig mit ihm, verliebte mich und im August wurden wir ein Paar. Ich ernährte mich weiterhin überwiegend gesund, machte Sport, aber naschte auch ab und zu etwas. Ich führte schlichtweg eine gesunde Lebensweise, magersüchtig war ich damals noch nicht. Im Italienurlaub fiel meiner Mama erstmalig auf, wie dünn ich geworden war. Sie sagte, dass ich eine liebe Figur hätte und gut ausschaue. Weniger solle ich jedoch nicht werden, so passe es gerade. Ich fand auch, dass ich gut aussah, doch gleichzeitig dachte ich mir, dass ich dünner noch schöner wäre. Also aß ich weiterhin nur drei Mal pro Tag, naschte nichts, ernährte mich kalorienarm und fing an, manchmal auch hungrig zu Bett zu gehen. So schaffte ich es, von März (Beginn der Zahnsperre) bis 17. Oktober sieben Kilos zu verlieren und nun nur mehr 50 kg zu wiegen.

*Ich weiß nicht, wieso ich noch weiter abnehmen wollte. Schließlich war ich nun in einer Beziehung, also konnte ich nicht unbeliebt bei den Burschen sein. Irgendetwas in mir, verleitete mich dazu, irgendetwas in meinem Inneren...*



Der 17. Oktober ist ein bedeutender Tag in meinem Leben. Ein schlechter Tag jedoch, obwohl er gut anfing. An diesem Datum hatten wir nämlich unseren ersten Schulball, worauf ich mich schon sehr freute. Es war ein Trachtenball, was mir sehr gefiel, und ich ging in Begleitung meines Freundes und meiner Eltern hin. Caro, Juli und Berni waren auch dort und wir hatten viel Spaß, tanzten und natürlich waren auch ein paar alkoholische Getränke dabei. Bis dahin war alles gut. Dann jedoch bekam ich leichte Magenschmerzen. »Das vergeht schon wieder«, dachte ich mir, setzte jedoch bei den nächsten Trinkrunden vorsichtshalber aus. Die Zeit verging, doch die Schmerzen leider nicht. Im Gegenteil – sie wurden immer schlimmer. Ich konnte nur mehr gekrümmt stehen, weshalb ich mich hinsetzte und Niki bat, meine Eltern zu holen, um nach Hause zu fahren. Im Auto saß ich über ein Sackerl gebeugt da, bis mein Papa an den Straßenrand fuhr, da ich das Gefühl hatte, mich übergeben zu müssen. Mich reckte es jedoch nur oft, brechen konnte ich nicht. Als wir zu Hause ankamen, warf ich mich gleich ins Wohnzimmer, nicht fähig in mein Zimmer hinaufzugehen. Meine Mama holte alle möglichen Hausmittel: Schüsslersalze, Mariazeller Magentropfen, einen Thermophor. Ich hatte auch ziemlich viel Stuhlgang und schlussendlich nahm ich ein Pulver, doch nichts half. Da ich von alleine nicht erbrechen konnte, ich mir aber sicher war, dass es mir dadurch wieder gut gehen würde, steckte ich mir

sogar den Finger in den Hals. Doch es funktionierte einfach nicht, es kam nichts hoch! Ich versuchte, zu schlafen, da ich hoffte, dass die Magenschmerzen so besser werden würden, aber es tat so weh, dass ich immer wieder aufwachte, nur gekrümmt liegen konnte und mich umher wälzte.

Um acht Uhr morgens rief meine Mama einen Arzt im Krankenhaus Wiener Neustadt an, um ihn um Rat zu fragen. Dieser sagte, dass es wichtig sei, viel zu trinken, was ich aber nicht schaffte. Mein Magen fühlte sich so voll an, dass nichts mehr hineinpasste – kein Schluck. Hinaus kam auch nichts – weder oben, noch unten. Um 9 Uhr beschlossen wir schließlich ins Krankenhaus nach Wiener Neustadt zu fahren, da keine Besserung in Sicht war. Dort mussten wir sehr lange warten und als ich endlich ins Behandlungszimmer durfte, bekam ich nur ein Pulver. Da das natürlich nichts half, wie schon daheim, litt ich weiter. Später erst sah sich eine Ärztin meinen aufgeblähten, harten Bauch an, drückte ihn ab und an die folgenden Worte kann ich mich noch genau erinnern: »Oh oh, also das sieht gar nicht gut aus...« Sofort wurden ein Ultraschall und ein Röntgen gemacht. Diagnose: Darmverschluss.

Die Größe meines Magens hatte sich verdreifacht. Es war von einer Notoperation die Rede, doch auch das wäre mir egal gewesen, da ich einfach nur wollte, dass die Magenschmerzen aufhörten. So etwas hatte ich noch nie erlebt – ich wünschte mir sogar, zu sterben.

Bevor ich jedoch operiert werden sollte, wollten die Ärzte noch probieren, den Druck im Magen durch

eine Magensonde auszugleichen. So bekam ich also einen dünnen Schlauch durch meine Nase in den Magen geschoben, was ganz und gar nicht angenehm war, doch ich ließ alles über mich ergehen. Das viel Schlimmere war, dass ich meine Mama meinetwegen weinen sah.

*Ich hasste es damals und mag es immer noch nicht, wenn jemand meinetwegen traurig ist. Ich versuchte es, immer allen Recht und nichts falsch zu machen. Durch die Mager-sucht habe ich jedoch gelernt, dass es manchmal wichtiger ist, auf sich selbst zu achten. Was bringt es einem, wenn alle anderen zufrieden sind, man selbst jedoch immer dünner und kranker wird?*

Ein Arzt begann, mit einer Spritze meinen Mageninhalt auszusaugen. Je mehr er von der Flüssigkeit hinaus brachte, desto besser fühlte ich mich. Als er fertig war, waren die Schmerzen (nach 10 Stunden leiden) endlich weg und neben mir stand der Kübel mit meinem Mageninhalt: 1,5 Liter orange Flüssigkeit. Ich bekam durch die Sonde ein Kontrastmittel verabreicht, durch das sich der Darmverschluss von selbst löste, wie man auf einem weiteren Röntgen erkennen konnte.

Ich musste zur Beobachtung eine Nacht mit der Sonde in der Nase im Spital bleiben. Am nächsten Morgen ging es mir wieder gut, ich bekam sogar ein Kipferl zum Frühstück. Bei der Visite erfuhr ich, dass die Ärzte sich meinen schlechten Zustand von letzter Nacht nicht erklären konnten. Die Vermutung war, dass eine Nuss (ich hatte am Vortag einige gegessen), meinen Dünndarm verstopft und so meinen Magen abgesperrt habe. Dadurch habe sich in meinem Magen



der gesamte Inhalt gesammelt, der Magen habe sich vergrößert und sei so ausgedehnt gewesen, dass er keine Kraft mehr gehabt habe, um zu erbrechen. Es sei jedoch eine einmalige Sache gewesen und ich könne wieder nach Hause gehen, sagten sie mir. Und so war es auch. Die nächsten Tage ging es mir sehr gut, ich aß normal (also natürlich sehr kalorienbewusst) und hatte keine Schmerzen.

*Noch heute denke ich mit Schrecken an diese Nacht zurück. Ich dachte wirklich, ich müsste sterben. Besser gesagt: Ich wollte sterben. Es war das erste Mal, dass ich solche extremen Beschwerden hatte. Leider sollte es nicht das letzte Mal sein...*

Vier Tage später, am 22. Oktober 2015, bekamen wir von meiner Oma eine Hühnersuppe mit Knödeln zu Mittag. Wieso ich das noch so genau weiß? Weil ich nach dieser Mahlzeit wieder leichte Magenschmerzen verspürte. Ich legte mich daher ins Bett und hoffte, dass sie vorbeigehen würden, da diese vom letzten Mal ja nur eine »einmalige Sache« gewesen waren. Aber leider können sich auch Ärzte täuschen. Als es mir immer schlechter ging, fuhren wir wieder ins Krankenhaus. Die gleiche Diagnose, die gleiche Prozedur: Ultraschall, Röntgen, Diagnose Darmverschluss, Sonde. Nur einen Unterschied gab es: die Magenflüssigkeit war dieses Mal grün. Außerdem wurde ich für längere Zeit stationär aufgenommen, wobei ich die Sonde drei Tage behielt und zunächst nur flüssige, hochkalorische Nahrung, entweder Fortimel oder Allin, erhielt. Natürlich trank ich von diesen nicht so viel, wie ich sollte, da sie eine Menge an Kalorien hatten.

Ein Arzt hatte schließlich eine Vermutung, was ich haben könnte: das sogenannte »Wilkie-Syndrom«. Dabei fehlt durch Gewichtsverlust (den ich ja hatte – 7 Kilos in neun Monaten), die Fettschicht unter einer Arterie, die über dem Zwölffingerdarm verläuft. Ihr Winkel vermindert sich deshalb und sie drückt den Zwölffingerdarm ab, sodass weder etwas hinein, noch hinaus kann.

In der Zeit im Krankenhaus bekam ich viele Besuche, worüber ich mich sehr freute. Niki kam fast jeden Tag, wir spielten Karten und er fuhr mit mir mit dem Rollstuhl, da ich noch sehr geschwächt war, draußen eine kleine Runde. Auch meine Freundinnen kamen ein Mal vorbei und Oma und Opa natürlich auch, aber das ist eh logisch! Meine Taufpatin Ilse erkundigte sich ebenfalls durchgehend nach mir und half, wo sie nur konnte.

*Ich freute mich immer über Besuch! Dann war es wenigstens nicht gar so fad. Auch heute noch bin ich allen, die mich besucht haben und sich nach mir erkundigt haben, äußerst dankbar.*

Eine Besonderheit war, dass ich schon seit einer Woche keinen Stuhl mehr hatte, was definitiv nicht gesund ist. In der Nacht von 29. auf 30. November hatte ich 39 Grad Fieber. Am nächsten Tag war es jedoch weg und so wurde ich schließlich mit 47,5 kg entlassen, was mir nichts ausmachte. Ich freute mich sogar ein bisschen, da ich jetzt noch dünner war. In vier Tagen, am 3. November 2015, hatte ich jedoch einen Kontrolltermin, bei dem eine Endosonographie gemacht werden sollte.